

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 7

Artikel: Der Teufelsgeiger

Autor: Georgi, Stephan

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635235>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die Sportgegner aus, abgesehen von denen, die absolut bewegungsträge sind. Ihnen ist nicht mehr zu helfen. Spielt man ihnen aber ein Ping-Pong-Match vor, werden oft sogar die Trägsten mitgerissen. Es gibt ja keine Einwände, weil der Tisch meistenteils da ist und zwei bis vier Mark immer für eine gute Sache abgestoßen werden können, gegebenenfalls wird gespart und an jedem Tag in den Kalederzettel ein Geldstück eingewidert und weggelegt, bis 20, 30 oder 40 Tage abgelaufen sind. Es gibt dann keine Angst um die schlanke Linie mehr und die Korpulenten haben — endlich! — das absolut sichere Entfettungsmittel gefunden: es ist gesundheitlich unschädlich.

Ping-pongen wir an jedem Abend, wird es gut sein, leichte Schuhe anzuziehen, also Haus- oder Turnschuhe mit leichter Sohle, damit es keine Schrammen auf der Diele gibt und sich die tiefer wohnenden Mieter nicht beschweren. Und dann möglichst die Fenster auf und leicht gefliest, das ist am gesündesten. Ping-Pong muss Lebens- und Tagesbedürfnis werden.

Der Teufelsgeiger.

Zum 150. Geburtstag Paganinis am 18. Februar 1934.

Skizze von Stephan Georgi.

Der große Schnitter zog durch die Länder; er schickte seinen Würgengel, die Cholera, voraus und hielt reiche Ernte. In Frankreich eben erst verstummt, huben nun in ganz Norditalien die Trauerglocken an zu läuten, hallten von Turin und Mailand aus weiter ins Land und dröhnten ihr dumpfes Memento durch die weite Eintönigkeit der lombardischen Ebene bis in das noch immer behaglich-frivole Hofleben der Großherzogin Marie Luise von Parma.

Der Ernst der Gefahrnähe wischte das Lachen aus galant scherzenden Gesichtern, und die verängstigten Parmeser ließen, Hilfe erflehdend, in die Gotteshäuser. Als tröstliche Beruhigung nahmen sie es auf, als für den kommenden Feiertag eine Opfermesse in der Kathedrale anberaumt wurde.

In diese Zeit der allgemeinen Besorgnis sprang in das aufgeschreckte Parma unerwartet ein anderes Ereignis, das größer war als die Furcht vor der Gefahr. In allen Straßen leuchteten auffallend grelle Plakate, auf denen unter Angabe des Tages, an dem auch die Messe abgehalten werden sollte, jener eine Satz stand, der sich mit nicht zu übertreffender Schnelligkeit durch die Stadt verbreitete, wie eine zündende Flamme einschlug und die Menge in einen Fieberbann zwang, der alles andere in den Hintergrund rückte: Paganini wird seine Geige ertönen lassen!

Parma geriet in Aufruhr. Hitzig diskutierend saßen die Menschen in überfüllten Wirtshäusern, standen in Gruppen auf Plätzen und Straßen und überhörten die nahe Mahnung drohenden Unheils. „Paganini kommt! Der Wundergeiger! Paganini, der Dämon von Genua!“

Zahllos waren die in Wahrheit und Dichtung von Mund zu Mund gehenden Gerüchte über den geheimnisvollen Geiger, der es vermocht hatte, eine ganze Welt in seinen Bann zu spielen, der plötzlich in irgend einer Stadt erschien, das Publikum trotz Forderung unerhörter Eintrittspreise in seine Teufelskonzerte zog, dann wieder für Monate, gar Jahre spurlos verschwand, der seine Geliebten erstochen und im Gefängnis gesessen haben sollte, der unzählige sensationelle Liebesabenteuer bestanden und sogar eine Herzogin von Toscana, eine Fürstin Borghese zu seinen Füßen gesehen hatte, der auf seinem Siegeszuge durch Europa schwindelnd hohe Summen erraffte und mit den Rutschern um den Fahrpreis feilschte. War er wirklich der Sohn

des genuesischen Händlers Antonio Paganini? Oder sollte man jenen glauben, zu denen auch ein Teil der Geistlichkeit gehörte, die in ihm einen offenkundigen Abkömmling der Hölle sahen? Über allen diesen Gerüchten aber stand das eine: Paganini, der größte Geiger der Welt! Der Triumph Italiens! —

Von der Kathedrale herab riefen die Glöden. Ganz Parma war auf den Beinen. Über die Menschen schlichen sich um das Glödengedröhnen herum und stauten sich vor dem Theater, dessen im Preise um das Vierfache erhöhte Plätze längst ausverkauft waren. Paganini siegte über die Furcht.

Dichtgedrängt saßen die Hörer im Saal. Ein kurzes Klingelzeichen: das Orchester setzte zu einer Beethoven-Symphonie ein. Aber niemand achtete darauf, zu groß war die gespannte Erwartung. Als das Orchester abbrach, herrschte atemlose Stille. Aber noch immer ließ sich der Geiger nicht sehen. Die Stille, die Erwartung, das Fieber stiegen ins Unerträgliche. Rufe wurden laut, Füße scharrten. Da erklang das dumpfe Grollen einiger türkischer Trommeln, der Vorhang teilte sich: Paganini stand auf der Bühne.

Das war Paganini? Durchweg schwarz gekleidet, stand eine langbeinige, knöcherne, maßlosdürre Gestalt vor der Menge; in wirren Strähnen fiel schwarzes, seidig glänzendes Haar auf die hageren Schultern; aus einem leichenblassen Gesicht traten die Badentnochen, stach eine große, über der Wurzel stark gewölbte Nase hervor; schmale, blutlose Lippen waren zu einem eisigen Lächeln zusammengekniffen, in dunklen Augen lag ein starrer, kalter Blick und an übertrieben langen Armen hingen Geige und Bogen fast bis zum Boden herab. Niemand kam von diesem erschreckenden Gesicht los, dieser Totenmaske einer flehenden Demut, eines frierenden Hohns, eines lastenden Leides, einer verhaltenen dunklen Macht. Wer stand da auf der Bühne? Dämon oder Todfranker? Ein paar kurze, lächerlich wirkende Verbeugungen, dann sprang der Bogen auf die Saiten. — Leben kam in die dürre Gestalt.

Eine hastige Kopfbewegung zu den Musikern hinunter; das Orchester wogte auf. Aus dem Tutti heraus hob sich der helle Klang der höher gestimmten Sologeige, schwang sich in rasendem Laufe hinauf; in allerhöchsten, dicht am Steg gegriffenen Tönen perlte in nie gehörter Schnelligkeit, nie gehörter Reinheit die chromatische Skala, verlor sich zu einem Höchstton übersteigerter Möglichkeit, der bleibend, schwingend, fast plastisch und greifbar im Raum stand, daß die Augen ihn suchten, der dann ganz langsam, zarter, dünner wurde, sich ausklingend zu einem Hauch verflüchtigte und längst nicht mehr da war, als ihn die Ohren noch immer zu hören glaubten. Ein fühltes Allegretto folgte, das in pfeilgeschwinden Läufen und Windungen dahinslog, Passagen rasten, wie Peitschenhiebe sauste der Springbogen durch die Luft, Tongarben sprühten auf, grele Flageolett-Töne blitzten in einem Sturm dahinjagender Sechzehntelnoten. Ein überstürztes Piccicato; eine werfende Bewegung des schwarzen Oberkörpers, und das Orchester brach los zu einem tosenden Ritornell, in das flammende Geigenblitze hineinzuckten. Aus dem Abschwellen des Orchesters ging die Geige mit einem gedrückten Staccato hervor, das sich düster, stöhnend dahinschleppte, dann zogen die Töne die unermäßliche Last eines wegmüde Niederbrechenden mit sich, die leuchten Atemzüge eines Sterbenden, so angstvoll, grauenhaft; Tränen rannen, die Geige weinte, wie man qualvoller, entsetzlicher nie hatte einen Menschen weinen hören, letztes Elend strich der Bogen aus den Saiten, so furchtbar, daß die Frauen unten im Saal die Zähne zusammenbissen, um nicht im Hilferuf eines unerträglichen Empfindens aufzustöhnen. Da glitt die Geige in ein luftleichtes Tongewebe über, aus dem es erdenfern wie leise wimmernde Glöckchen klang, ein Adagio von bestechender Zartheit, voll süß-seligen Zaubers. Aber gleichsam,

als schämte es sich dieser Regung, flamme das Orchester auf. Was der Schwarze dort oben dann begann, war kein menschliches Spiel; diese noch nie gehörten Gänge, Sprünge, Kadenz, diese mühelos dahinrasenden komplizierten Terzen und Oktaven, dieses Echospiel zwischen Vollton und doppelt geöffnetem Flageolett, diese unsägliche Vereinigung von Flageolett und Piccato ... das war mehr als Virtuosität, das war Spuk! Zauber! Teufelswerk! Kurz brach das Orchester ab. Hoch über dem auslängenden Ton gellender Trompeten, aufwühlender Pauken, schwante ein ferner, unwirklicher Triller.

Menschen waren aufgesprungen, als sich der eiserne Bann gelegt hatte, standen auf den Stühlen, klatschten, schrien, tobten ... Dort oben war das unheimliche Feuer der Augen verglommen; gleichgültig blickten sie herab.

Die Zwischenmusik ging in der Wortelstase der Menge unter. Dann schlug der Schwarze die Hörer mit den berühmten Hexenvariationen in panische Erstarrung, zwang ihnen Tränen in die Augen mit der Sonata appassionata, der niemand widerstehen konnte. Dann kam das Letzte. Mitten im Brillieren eines sausenden Allegretto riß der Geiger, ohne im Spiel einzuhalten, dem Instrument eine Saite herunter, spielte auf drei Saiten weiter, riß eine weitere herab, spielte auf zwei, die dritte sprang ab ... Paganini spielte weiter, spielte die Sonate auf der G-Saite allein zu Ende. Nun gab es kein Halten mehr; das Beifallsstöben wurde Raserei.

Der Lärm ergoß sich auf die Straßen. Durch wild gestikulierende Menschen fuhr eine Kutsche mit verhängten Fenstern. Niccolo Paganini saß darin; totenbleich war das Gesicht, Schweiß lag noch immer auf der Stirn, hohl und leer waren die Augen. Er hielt den alten, abgenutzten Geigenkasten an sich gepreßt, in dem neben dem wertvollen Guarneri-Instrument die klingende Einnahme des Abends verwahrt war. Sein Atem ging mühsam, ab und zu stieß seine Kehle ein heiseres Husteln aus. —

Als der Genuese zwei Tage später im Festsaale des Schlosses die unheimliche Teufelstriller-Sonate von Tartini unter die erstarrnde Hofgesellschaft geworfen hatte, wurde bekannt, daß er auf Wunsch der Großherzogin zum Intendanten des Hoftheaters von Parma ernannt war.

Wollte der Rastlose hier zur Ruhe kommen? Der Drang nach dem Unsteten wühlte nach wie vor in ihm und überwog bei weitem die Angriffe erster Altersmüdigkeit; aber er brauchte Ruhe und Erholung, sein Hals, das Rehkopfleiden ...

Auf dem Lande draußen, in der Nähe Parmas, erwarb er eine Villa, einsam, von hohen, schattenden Bäumen umgeben, von denen abends das schneidende Zirpen der Zitadellen erklang. Dort lebte er mit seinem zehnjährigen Sohn Achille, der sein Alles, sein Lebenszweck war. Nur die Gegenwart des Knaben vermochte es, dem starr-kalten Gesicht ein friedvolles Lächeln abzugewinnen, nur die Gegenwart dieser lachend glücklichen Jugend. Jugend! In der Passo di Gatta Mora zu Genua steht ein altes Haus; dort hatte einst ein blässer, schmächtiger Knabe seine Jugend in einer dunklen Kammer verlebt, täglich zu einem zwölf- bis vierzehnstündigen ununterbrochenen Ueben auf der Violine gezwungen; er wußte nicht, wie ein bunter Ball auf der Wiese springt, wußte nicht, wie man in den blauen Himmel lächelt, wußte nichts vom freien Umhertollen mit andern Kindern, er hatte Geschwister und kannte sie kaum ... er kannte nur Geige, Hunger und Prügel.

„Du sollst eine goldene Jugend haben, Achille.“

Aber noch etwas anderes war es, das den sonst so Ruhelosen zum Bleiben veranlaßte. Das wußte niemand ... außer einer.

Als sich an jenem Abend des Paganini-Konzertes im Schlosse die Großherzogin Marie Luise in ihr Boudoir

zurückgezogen hatte, schloß sie eine Schublade auf, entnahm ihr eine Mappe und dieser einige Notenblätter, die sie lange mit einem aus weiter Ferne nahe geholten Lächeln betrachtete. Das oberste trug den handschriftlichen Titel: Maria Luisa. Sonate für die G-Saite von Niccolo Paganini. August 1816.

„Achtzehnhundertsechzehn!“ flüsterte sie. „Vor neunzehn Jahren!“

Schlummerlied.

Von Irmela Linberg.

Schlaf sanft mein Kind, schlaf friedlich ein,
Zur Ruhe ging der Sonnenschein,
Es fliegt der Mond — ein goldner Ball —
Im Bogen übers Weltenall.

Träum sanft in deinem Bettchen klein
Von Paradieses Blümlein,
Von Kolibri und Seidenschwanz
Und bunter Sterne Flimmerglanz.

Siehst du das große Himmelstor?
Ein goldenes Auto hält davor —
Das ist viel tausend Taler wert,
Weil Petrus drin spazieren fährt.

Zeigt haust's in jähem Sternenfall
Hernieder auf den Erdenball
Und hält — nun denk dir doch, wie nett —
Gera' vor deinem kleinen Bett!

Spring auf, mein Bübchen, flink, spring auf!
Dann geht's in lust'ger Fahrt hinauf!
Hei welche Freude! Welches Glück!
— Nur Mutter bleibt allein zurück ...

Rundschau.

Bürgerkrieg in Oesterreich.

Seit mehr als einem Jahr umspann die wieder aufgestandene altösterreichische Hydra, die Politik der Schlauheit und des Abwartens, der versteckten und darum desto härteren Brutalität, ihren Gegner, den Austromarxismus mit immer enger gezogenen Stricken, um ihn mit absoluter Sicherheit, womöglich ohne Blutvergießen, erwürgen zu können. Seit mehr als einem Jahre sagten sich die Eingeweichten, daß Rot-Wien verloren sei, daß nur eine Unterwerfung und ein bedingungsloses Umlernen seiner Führer es in irgend welcher Form retten könne, daß aber auch dann nur wenig von ihm übrig bleiben würde. Und seit einem Jahre verließ jede irgendwie bedeutsame Versammlung der Gewerkschaften und der Sozialdemokratie, daß man sich nicht wie die deutschen Organisationen kampflos beseitigen und für das kampflose Nachgeben erst noch brutal verfolgen lassen würde.

Dabei stehn in Oesterreich die Dinge so, daß die Republik und ihre Verfassung, die noch zu Recht bestehn, von der Diktatur Dollfuß einfach auf die Seite geschoben wurden, daß die Sozialdemokratie seit einem Jahre unter der Fahne „Wiederherstellung der Verfassung“ kämpfte, daß ihre heimlichen Kampforganisationen Waffen und Sprengstoffe gesammelt hat-